

Thomasin von Zerclaere
Der **Welsche** Gast



Thomasin von Zerklære
Der Welsche Gast

Ausgewählt, eingeleitet, übersetzt
und mit Anmerkungen versehen von

Eva Willms

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Einbandabbildung: Dedikationsbild aus der Heidelberger Handschrift (Cpg 389, fol. 2r)

© Gedruckt auf säurefreiem Papier,
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN 3-11-017543-6

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© Copyright 2004 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung
außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages
unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikro-
verfilmung und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany

Datenkonvertierung: OLD-Media oHG, Neckarsteinach

Einbandgestaltung: Hansbernd Lindemann, Berlin

Druck und buchbinderische Verarbeitung: AZ Druck und Datentechnik GmbH, Kempten

Inhalt

Einleitung	1
Text und Übersetzung	21
Anmerkungen	171
Literaturverzeichnis	199

Einleitung

Der Autor

Was wir über Thomasin von Zerklare wissen, sagt er selbst in seinem Werk ‚Der Welsche Gast‘, dem einzigen, das wir aus seiner Feder besitzen. Er nennt seinen Namen (v. 75) und sein Geburtsland Friaul (v. 71) und bezeichnet sich als durch und durch Italiener (v. 69). Zur Zeit der Abfassung des ‚Welschen Gastes‘, an dem er zehn Monate gearbeitet hat (v. 12278 ff.), noch nicht dreißig Jahre alt (v. 2445), schreibt er in der ihm fremden Sprache (v. 67ff. und 14682ff.) für *vrume riter, guote vrouwen, wise phaffen* (v. 14695f.) eine Verhaltenslehre, die an biographischen Details nur noch enthält, daß er bei einer Verkündigung der päpstlichen Kreuzzugsbulle selbst anwesend war (v. 11183ff.) und daß er sich acht Wochen und länger am Hof Ottos IV. in Rom aufgehalten hat, also wohl im Sommer 1209 anlässlich der Kaiserkrönung Ottos. Im Streit mit seiner Schreibfeder, die sein Eremitendasein mit dem früheren Leben *ze schuole* (v. 12256) vergleicht, nennt er als frühere und nach der Vollendung des Werks wieder aufzunehmende Beschäftigung das Zuschauen bei Turnier und Tanz und den Umgang mit schönen Frauen (v. 12241f. und 12319f.), ein Topos, mit dem gern ein Leben am Hof gekennzeichnet wird. Er gibt an, ein Buch *von der hüfscheit* (v. 1173ff.) *welhschen*¹ geschrieben zu haben, das aber nicht erhalten ist.² Damit sind die biographischen Angaben erschöpft, die vielen ‚Ich‘ des Werks (*ich sage iu; ich wil; ich waene; ich lert*) gehören zu der gattungsbedingten Haltung des Lehrenden und sagen nichts über die Lebensumstände dessen aus, der diese Rolle einnimmt. Wohl aber – und das muß im Hinblick auf die neueren und neuesten Diskussionen um Autor, Werk und Editionsmöglichkeiten gesagt werden – lassen sie zusammen mit der Ansprache an sein Buch, dem er nur bestimmte Rezipienten empfiehlt (v. 14685-14696), mit den Begründungen für seine Dichtertätigkeit (v. 12273-12290), mit den Resümees und Überleitungen, die das Werk durchziehen und über seine Bestimmung Auskunft geben, schließlich auch mit der Konstanz der Überlieferung in den Haupthandschriften, die deutlich als Bearbeitungen³ erkennbar sind, keinen Zweifel daran, daß hier das biographisch nachweisbare ‚lebensweltliche‘ Subjekt als Textproduzent und Autorsubjekt⁴ faßbar ist, das die ständige Präsenz in seinem Werk als Lehrer seiner Zeitgenossen bewußt gestaltet und genutzt hat. Die Zeit der Entstehung des ‚Welschen Gastes‘ Sommer 1215 – Winter 1216 ergibt sich aus der Angabe v. 11717f., daß seit der Einnahme Jerusalems durch Saladin⁵ achtundzwanzig Jahre vergangen sind, die Dauer der Abfassung aus dem Gespräch mit der Feder (v. 12223-12344), die acht Monate schon geschrieben hat und noch weitere zwei aushalten soll. Der Verfasser ist zur Zeit der

¹ Meist wird dies als ‚provenzalisch‘ verstanden, doch vgl. die Anm. zu v. 1684.

² Die Verse 1677-1684 als Hinweis auf ein 2. Buch, eine ‚Frauzucht‘ zu verstehen, lehnte schon Schönbach (S. 76) ab; der Gedanke wird aber mehrfach erneut aufgegriffen, z.B. von Teske, S. 115. Zips (S. 175 Anm. 16) faßt die Verse als Hinweis auf ein 2. Buch „wider die valscheit“ auf und erklärt die Vermutung als „ziemlich einhellig“ angenommen.

³ Bezeichnung nach Bumke, Joachim: Untersuchungen zur Überlieferungsgeschichte der höfischen Epik im 13. Jahrhundert. In: ZfdA 120 (1991), S. 257-304, vor allem S. 290 und 301f.

⁴ S. dazu Schnell, Rüdiger: ‚Autor‘ und ‚Werk‘ im deutschen Mittelalter. Forschungskritik und Forschungsperspektiven. In: Wolfram-Studien XV. Neue Wege der Mittelalterphilologie 1996, hg. von Heinze, Joachim u. a. Berlin 1998, S. 12-73; die Termini S. 72.

⁵ Saladin (um 1138-1193), seit 1174 Sultan von Ägypten und Syrien, besiegte 1187 das Kreuzfahrerheer und eroberte Jerusalem und Akkon.

Abfassung noch nicht *drîzec jâr* alt (v. 2445); die Angabe wird allgemein als ‚fast dreißig‘ aufgefaßt und das Geburtsjahr deshalb auf 1186 angesetzt.

Das Werk weist seinen Verfasser als einen Mann aus, der über umfängliche Kenntnisse der biblischen wie der weltlichen Geschichte, des theologisch-philosophischen Gedankengutes und wohl auch des literarischen Marktes seiner Zeit verfügt, was auf eine gediegene Ausbildung an einer hohen Schule und auf Kontakte mit literarisch interessierten Kreisen, am ehesten also einem weltlichen oder geistlichen Adelssitz, schließen läßt. Zudem ist Thomasin mit den politischen Verhältnissen seiner Zeit vertraut. Die Warte, von der aus diese Verhältnisse zu überschauen waren, ließ sich ebenfalls am ehesten an einem Hof einnehmen, der eng in das politische Geschehen der Zeit eingebunden war. Dies alles, die genannten wie die erschlossenen biographischen Einzelheiten, ließen Beziehungen zum Hof des Patriarchen von Aquileja, die Ausbildung sowie das geistliche Anliegen des Verfassers einen Kleriker vermuten. Und so sah man in der einzigen Quelle, die sowohl den Vor- wie den Familiennamen ‚Thomasin von Zerklare‘ enthält⁶, eine hochwillkommene Bestätigung aller Vermutungen: In einem als Totenbuch benutzten Kalendarium, dem *Nekrologium Aquileiense*, in einer Abschrift von etwa 1300 erhalten⁷, in dem die Schenkungen Verstorbener an das Domkapitel von Aquileja verzeichnet sind, findet sich – ohne Angabe des Jahres unter dem 11. Mai – der Vermerk *Thomasinus de Corclara Canonicus obiit qui dedit fratribus Curiam I in Aquilegia*⁸ (der Kanoniker Th. v. Corclara ist gestorben, der den Brüdern ein Gehöft in Aquileja geschenkt hat). Die identifizierbaren Erblasser des *Nekrologiums* verweisen in den Zeitraum, in dem Thomasin gestorben sein könnte. Das *Corclara* des Eintrags wird man kaum anders als eine Verschreibung für *Cerklara* deuten können, und so besteht kein Grund, daran zu zweifeln, daß sich diese Angabe auf unseren Autor bezieht. Sie besagt aber nicht mehr, als daß Thomasin als Kanoniker gestorben ist; sie gibt keine Auskunft darüber, ab wann er dieses Amt bekleidete und zu welchem Kapitel er gehörte. Dennoch machte man, auf diese Quelle gestützt, Thomasin kurzerhand zum „Kleriker am Hof des Patriarchen“,⁹ womit ein Lebensraum für Thomasin gewonnen war, über den viel zu sagen war, denn über den Patriarchen Wolfger von Erla wußte man so ziemlich Bescheid. Vermutlich nicht ebenso gut über Kanoniker. Als Kanoniker oder Domherren bezeichnet man die Gruppe Geistlicher, die an Dom- oder Stiftskirchen in zunächst freier, später meist regulierter, d. h. klosterähnlicher Gemeinschaft zumeist nach der Regel der Augustinerchorherren lebte und das Stundengebet der Kirche versah. Sie bildeten das sog. *Capitel*, das sich um 1200 nahezu überall von der ursprünglich gegebenen Unterordnung unter den Bischof befreit hatte und unter einem Probst (in den romanischen Ländern einem Prior) eigenverantwortlich mit eigenem Domizil und eigener Vermögensver-

⁶ Andere Träger des Familiennamens von Zerklare (Schreibung differiert) sind mehrfach bezeugt (s. Teske, S. 41-49). Sie gehörten der städtischen Oberschicht von Cividale an und sind als vermögende Großkaufleute und Reeder ausgewiesen, vor allem ein Bernardus de Zerklare, der dem Alter nach Thomasins Vater oder Onkel sein könnte. Die Bezeugungen eines Notars Thomasin aus den Jahren 1249 und 1259 müssen nicht mit unserem Thomasin in Verbindung gebracht werden.

⁷ S. dazu Scaloni, Cesare: *Nekrologium Aquileiense*. Udine 1982.

⁸ Abdruck nach dem Facsimile bei v. Kries 1984, Bd. IV, S. 44; Abkürzungen wurden aufgelöst.

⁹ So noch Cormeau, Christoph: ²VL 9 (1994), Sp. 897; Schiewer, Hans-Jürgen: ‚Thomasin von Zerklare‘. *LMA* 8, 1997, Sp. 727. u. v. a. Für Neumann (1964 und 1974) ist die Zugehörigkeit zum Hof des Patriarchen selbstverständliche Grundlage aller weiteren Überlegungen über Thomasins Leben und Wirken. 1974, S. 49f. bezeichnet er ihn sogar als „ständigen Begleiter des politisch tätigen Patriarchen“. Johnson, S. 442 läßt die Frage des Amtes („Verwaltung, Unterricht, Seelsorge?“) zwar offen, setzt aber nicht nur Beziehung zum Patriarchenhof voraus, sondern vermutet S. 446 in Wolfger sogar den Auftraggeber und Gönner.

waltung vom jeweiligen Bischof nicht nur unabhängig war, sondern zuweilen durchaus in Opposition zu ihm stand.¹⁰ Aquileja allein verfügte zu Anfang des 13. Jahrhunderts über drei Stiftskirchen mit eigenem Capitel, San Stefano, San Felice und die eigentliche Bischofskirche Santa Maria, deren Domherren seit 1189 zu einer solchen Gemeinschaft vereinigt waren. Das Necrologium sichert nun zwar das Kanonikat, wenn auch zu einem unbestimmten Zeitpunkt, nicht aber die Zugehörigkeit zu einer Stiftskirche in Aquileja. Für die Zeit der Abfassung des ‚Welschen Gastes‘ hat Daniel Rocher drei Personen, davon zwei Kanoniker mit Vornamen Thomasinus (Badascula, de Canusso, de Brazaco) ermittelt, die als Zeugen in Urkunden fungieren, die Personen aus Cividale und Aquileja aus der Umgebung des Patriarchen betreffen,¹¹ und er kann wahrscheinlich machen, daß auch mit einem ohne Nachnahmen erwähnten Thomasinus, den Neumann (1974, S. 7) noch für unseren Autor hält, einer dieser drei Herren gemeint ist. Ein Thomasin von Zerklaere taucht unter diesen Zeugen nicht auf. Rocher hält es deshalb für möglich (wahrscheinlich?), daß der damals noch nicht dreißigjährige Autor zur Zeit der Abfassung seines *opus maximum* noch gar nicht Domherr war, „une conclusion, qui certes ne va pas dans le sens des hypothèses émises depuis cent ans“,¹² die aber doch bei der großen Zahl von Domherren (in Aquileja allein zeitweilig 50) als ein Argumentum ex nihilo keinerlei Gewicht hat, zumal aller oben genannten Fakten wegen auch Rocher in Thomasin einen gebildeten Kleriker in der Umgebung des Patriarchen sieht. Da dieser zumeist gar nicht in dem klimatisch sehr ungesunden Aquileja residierte, vielmehr in Cividale oder Udine, wo ebenfalls Domkapitel bestanden¹³, würde Thomasins Herkunft aus dem Geschlecht derer von Zerklaere, die eben in Cividale ansässig waren, eine Klerikerlaufbahn bis hin zum Kanonikat in Cividale in den Bereich des Möglichen rücken. Die räumliche Nähe zum Patriarchen wäre auch hier gegeben. Je näher man aber Thomasin mit dem Patriarchen in Verbindung bringt, desto virulenter wird ein Problem, das zwar, so weit ich weiß, nirgends erwähnt wird, de facto aber immer bestanden hat: Auffallend und durchaus irritierend¹⁴ ist nämlich, daß das Werk keinerlei Widmung oder Huldigung enthält, wie man sie bei einem Kleriker am Hof des Patriarchen erwarten würde und sicher erwarten dürfte, wenn dieser gar der Auftraggeber oder Gönner gewesen wäre. Alle Gelehrten und Literaten, die mit Wolfger in Verbindung standen, haben es daran nicht fehlen lassen.¹⁵ Thomasin muß begütert genug und unabhängig genug gewesen sein, auf eigene Kosten und in eigener Verantwortung dieses Werk zu verfassen. Stand er vielleicht gar in einer Art Opposition zum Patriarchen? Die Tatsache, daß Wolfger noch zu Otto hielt, als alle Welt und auch Thomasin sich schon gegen ihn stellte,¹⁶ die rückhaltlose Propagierung des Kreuzzugs, der auf eben jenem Konzil verhandelt wurde, an dem teilzunehmen Wolfger nur mit Mühe zu bewegen war, die ausnahmslose und schonungslose Verurteilung vor allem der geistlichen Herren (v. 6521-6580), vor allem aber v. 12411ff. *Ob ich mir herren welen solde / wizzet, daz ich den nemen wolde / der got vürhte unde ère*, den man kaum anders als aus

¹⁰ S. dazu Marchal, Guy P.: ‚Domkapitel‘. In: TRE 9 (1982) S. 136-140.

¹¹ Facsimilia bei Rocher, S. 940-947.

¹² Rocher, S. 38.

¹³ Spiazzi, Gianfranco: Notizie sulle canoniche della diocesi di Aquileia nei secoli XI e XII. In: La vita comune del clero nei secoli XI e XII. Vol. 2: Comunicazioni e indici (Miscellanea del centro di studi medioevali III) Milano 1962, S. 129-137. Diesen Hinweis verdanke ich W. Petke.

¹⁴ Neumann, S. XLII findet immerhin: „Auffallend ist, daß er den Patriarchen nie unmittelbar anspricht.“

¹⁵ S. dazu Teske, S. 26-39.

¹⁶ S. v. 10471-10568. Nach Neumann, S. XLII soll man jedoch aus diesem Umstand „keinen Gegensatz zum Patriarchen Wolfger herausfühlen“.

einer gewissen Distanz gesprochen verstehen kann, könnten als Stützen für diese Annahme gewertet werden. Rechnet man mit seinem Kanonikat, wäre das nicht verwunderlich, aber die Zugehörigkeit zum „Hof des Patriarchen“ bzw. den „Dienst am Patriarchenhof“ müßte man aufgeben. Hat aber Rocher dennoch recht und war Thomasin zur Zeit der Abfassung noch nicht Kanoniker, sondern irgendein Kleriker, dann bleibt seine Funktion und das Verhältnis zu seinem geistlichen Oberhirten eine offene Frage. Wenn nicht neue Quellenfunde hier Klarheit schaffen, muß man einstweilen das Kanonikat um 1215 für ebenso ungesichert halten wie die Zugehörigkeit zur unmittelbaren Gefolgschaft Wolfgers, und selbst hinsichtlich des Klerikers können wir nicht sicher sein, basiert die Zuschreibung doch auf der unbeweisbaren Annahme, daß nur ein solcher ein Werk dieser Art verfassen würde und verfassen konnte. Außer Frage steht nur, daß Thomasin ein Publikum im Auge hat, wie man es, soweit wir wissen, sicher am Hof des Patriarchen, aber auch sonst unter dem Friauler Hochadel, hat vorfinden können.

Das Patriarchat – der Patriarch – das Publikum

Patriarchate waren in der Rangordnung der kirchlichen Einrichtungen mehreren Kirchenprovinzen übergeordnet und besaßen eine gewisse Oberhoheit in (Streit)Fragen der Lehre, der Besetzung von Ämtern und der Jurisdiktion. Zu den fünf großen Patriarchaten der Frühzeit des Christentums: Jerusalem, Antiochien, Alexandria, Konstantinopel und Rom kamen später einige kleinere hinzu. Zu ihnen gehörte seit 557 Aquileja. Bischof Niketas hatte unter Berufung auf die – legendarische – Gründung der ersten Christengemeinde durch einen Apostelschüler seine Erhebung zum Patriarchen durchgesetzt. Seit Otto I. (912-973) die Mark Verona samt dem Friaul dem Reich einverleibt hatte, gehörte das Patriarchat zu den Reichsteilen jenseits der Alpen. Heinrich IV. (1050-1106) erhob es 1077 zur Grafschaft und übertrug ihm die Lehnshoheit über die Marken Krain und Görz. 1209 wurde es zudem endgültig mit der Grafschaft Istrien vereinigt; der Patriarch war damit zugleich weltlicher Herrscher. Aquileja, Schnittpunkt mehrerer bedeutender Handelsstraßen, Anlaufstelle und Durchgangsstation für vieles, was von Nord und Nordost nach Westen, Süden und über das Meer zog, war zeitweilig eine der wichtigsten Grenzbastionen des Reichs¹⁷ und mit dessen Schicksal auf Gedeih und Verderb verbunden, Bollwerk gegen die stets unruhigen ober- und mittelitalienischen Städte und immer wieder in Fehden mit ihnen und mit den die Ostgrenze bedrohenden Ungarn verwickelt, und sowohl räumlich wie – bei geeigneter Besetzung – diplomatisch eine Pufferzone zwischen dem Reich und dem Kirchenstaat.

Nach dem Tod des Patriarchen Pilgrim II. 1204, der der Revolten und Unruhen innerhalb und außerhalb seines Einzugsbereichs nicht Herr werden konnte, belehnte der Staufer König Philipp einen Mann mit diesem Amt, der bei „drei Deutschen Königen wie bei zwei Päpsten gleich angesehen war“¹⁸, den Bischof von Passau, Wolfger von Erla¹⁹, der dieses Amt bis zu seinem Tod 1218 innehatte und nicht nur die schwierige Spagatstellung, als geistliches Oberhaupt einer Diözese dem Papst als oberstem Dienstherren und als Reichsgraf dem deutschen König gleicher-

¹⁷ S. dazu Härtel, Reinhard: Friaul als Brücke zwischen Nord und Süd. In: Kommunikation und Mobilität im Mittelalter. Begegnungen zwischen dem Süden und der Mitte Europas (11.-14. Jahrhundert), hg. v. Rachewiltz, Siegfried de / Riedmann, Josef. Sigmaringen 1995, S. 291-304.

¹⁸ Burdach, S.113.

¹⁹ S. dazu Boshof, Egon / Knapp, Fritz Peter (Hg.): Wolfger von Erla ... als Kirchenfürst und Literaturmäzen. (Germ. Bibliothek Reihe 3, Untersuchungen, N.F. 20) Heidelberg 1994.

maßen verpflichtet zu sein, nach allem, was wir wissen, vorzüglich gemeistert hat, sondern auch den vielfach ihm so wie einander widerstrebenden Interessen der oberitalienischen Städte, die stets zu kriegerischer Durchsetzung bereit waren, durch eine kluge auf Ausgleich bedachte Politik zu – freilich oft nur temporärer – Befriedung verhalf. Wolfger von Erla war ein hochgebildeter, juristisch wie theologisch gleich versierter Kopf, mit allseitig geschätztem diplomatischen Geschick begabt, weltoffen, literarisch interessiert, mit vielen Kontakten zu deutschen und europäischen Fürstenhöfen. Die Politik des Papstes, der deutschen Könige und die Landespolitik in der Grafschaft selbst, deren geistlicher Würdenträger einen weltlichen Vogt benötigte, dessen Eigeninteressen häufig denen seines geistlichen Herren zuwiderliefen, – im Patriarchat war man in alle drei Bereiche in besonderer Weise involviert. Mehrfach kehrte der Patriarch nach Deutschland zurück: 1206 verhandelt er als Legat des Papstes mit König Philipp in Nürnberg und holte sich seine Investitur, von Juni 1207 bis Anfang 1208 ist er als Berater wiederum bei Philipp und kehrt als Reichslegat nach Italien zurück, 1209 nimmt er am Hoftag König Ottos in Augsburg teil und 1214 ist er bei Friedrich II. ebenfalls in Augsburg. Der deutschsprachige Anteil innerhalb des Friauler Adels war immer schon hoch, viele deutsche Fürsten hatten beträchtliche Besitzungen im Friaul ebenso wie umgekehrt die Friauler Fürsten und der Patriarch selbst auf Reichsgebiet; die Burgen zur Grenzbefestigung nach Nordosten waren überwiegend deutsche Gründungen und von deutschstämmigen Lehensleuten besetzt. Wolfger selbst, wie schon die meisten seiner Vorgänger dem deutschen Adel entstammend, zog noch einmal viele deutsche Hofbeamte an seinen Hof, und so ist Kenntnis der politischen Verhältnisse wie auch die Beherrschung der deutschen Sprache in der Oberschicht des Friaul selbst für einen gebürtigen Friauler ebensowenig verwunderlich wie die Tatsache, daß im ‚Welchen Gast‘ eine Leserschaft anvisiert wurde, wie sie dort vorausgesetzt werden kann. Nur für die Nobilität ist der Appell zum Kreuzzug, der Aufruf zum Mäzenatentum, der Appell an die Verantwortung zur Hebung von Bildung und Gelehrsamkeit, die Mahnung zur *milte* und zum rechten Schenken sinnvoll. Nur bei Herren muß der rechte Umgang mit Untertanen und Eigenleuten angemahnt werden. Nur für Gerichtsherren taugt der lange Abschnitt über das rechte Richten und über den Umgang mit Ratgebern. Nur für den Adel schließlich taugen die Lektüreempfehlungen und die Lehren über Tischsitten und höfische Verhaltensweisen, nur ihn darf man, ja muß man zur Vorbildhaftigkeit verpflichten, auf ihn und seine Gepflogenheiten ist der Tugend-Laster-Kampf ausgerichtet, aus seinem täglichen Umfeld sind die Beispiele, aus seinem Bildungsgut die Exempel genommen.²⁰ Und wie selbstverständlich Thomasin selbst aristokratisch denkt, zeigt sein Abschnitt über das rechte Schenken. Nicht nur sind die Geschenke, die er aufzählt, Geschenke des Adels: Jagdhunde, Falken, sondern es ist ihm auch selbstverständlich, daß, wer schenkt, dafür Ressourcen hat, die von anderen aufgefüllt werden.²¹ Mit dieser Nobilität also hat Thomasin in welcher Funktion immer Kontakt gehabt, von ihr zieht er sich zurück, um für sie zu schreiben.

²⁰ Nur insofern ist der ‚Welche Gast‘ Ständedichtung (so Schönbach, S. 36ff.; 49f.), als die prinzipiell für *ieglischen*, *iegllich man* (v. 15; 143; 533; 915; 1095; 1133; 1410; 1657 u. ö.) geltenden Lehren in Anwendung und Auswirkung auf dieses Publikum zugeschnitten sind; vgl. Ruff, S. 418 „immer wieder geht die ‚Standesethik‘ in überständischen Betrachtungen auf“.

²¹ v. 14195ff.; s. dazu besonders Corneau.

Das Werk: Absichten und Strategien

Was wir Thomasin glauben dürfen, ist, daß er nicht *durch kurzweile*, sondern *durch nôt* (v. 12287ff.) sich zu schreiben entschlossen hat. Er sah, daß es nicht gut stand in der Christenheit, daß die Gier nach Macht und Geld das Verhalten der Menschen im Großen wie im Kleinen bestimmte und die christlichen Tugenden dabei auf der Strecke blieben. Und so verfaßt er sein großes Lehrgedicht als Anleitung zu gesittetem Denken und Tun.

Von der glaubensgewissen Basis eines christlichen Welt- und Geschichtsbildes aus: Ein Schöpfergott, ein Geschöpf mit freiem Willen, ein Sündenfall, eine Erlösung durch den Sohn Gottes, ein Heilsweg, eine jenseitige Bestimmung – ist Thomasin bemüht, seine Umwelt nicht nur auf diesen Heilsweg zu führen, sondern, und das ist ganz wichtig, ihr zu zeigen, daß ihn zu gehen nicht nur richtig und Gott wohlgefällig, sondern auch klug und vernünftig ist.²² Und klug und vernünftig sind auch die Strategien der Vermittlung, die Thomasin zur Erreichung seiner Absicht verfolgt:

Er will verstanden werden. Also bleibt er schlicht in seinen Darlegungen „ohne anstrengendes Systemdenken“²³, keine verwickelten Gedankengänge, keine rhetorischen Kunststücke, keine Fremdwörter. Das Gewand der Tugendlehre soll *einwar* sein (v. 37f.).

Er will willige Leser oder Zuhörer. Also sichert er seinem Werk als erstes und vor allem die Aufmerksamkeit durch das, was dem mittelalterlichen Publikum *eo ipso* schätzenswert war, weil es ihm als Kunst galt: Er sagt, was er sagen will, in Versen, d. h. er gibt seinen Lehren die Möglichkeit, ästhetisch zu vergnügen.²⁴ Daß er kein genialer Verseschmied ist, weiß er selbst (v. 55ff.). Schon seine fehlende Kompetenz im Deutschen bedingt Reimarmut und Mangel an Originalität (s. u.). Aber er müht sich redlich, über 14700 Verse zu bauen, weil ihm die Wertsteigerung durch die kunstvolle Form wichtig ist. Aus der Prologtopik und den *captationes benevolentiae* wählt er die Bitte um Verbesserung, macht also den Leser geneigt, indem er ihm Überlegenheit zugesteht (v. 61ff.), und appelliert als Gast aus der Fremde an die Gastfreundschaft (v. 87ff.). Und er beginnt sein Lehrgebäude mit einem Bereich, dessen Nutzen für jeden Adligen der Zeit unmittelbar auf der Hand liegt, mit *schoener hovesite*. Bei Hof zu bestehen war dem Ansehen und wohl auch der Karriere direkt förderlich, ein weltliches Interesse zumindest war dem Werk damit sicher. Man sieht häufig einen Bruch zwischen dem ersten Teil, der sog. ‚Hofzucht‘, und den Sittenlehren der übrigen neun Teile.²⁵ Für Thomasin dürfte er nicht bestanden haben. Das Wesen der *hövescheit* ist die Selbstdisziplin, ihr Kernstück die Rücksicht auf andere. Und was ist Rücksicht anderes als eine Form der tätigen Nächstenliebe

²² Appelle an Verstand und Einsicht wie v. 479 *swelich man sich rehte versinnet*, v. 3294 *man mac vil lîht verstên daz*, v. 9750 *swerz verstên wil* in allen zehn Teilen passim. Müller (S. 50; 71f. u. ö.) spricht von Thomasins „ausgeprägtem Intellektualismus“. Rocher, S. 932 sieht gerade in der Forderung, daß alle *potentes sapientes* sein sollen, das wirklich Neue in Thomasins Lehre.

²³ Neumann, S. XLIII. So schon Müller, S. 179 und auch Rocher, S. 247, der aber Tugendkampf (v. 7439-7530) und Kreuzzugsaufruf (v. 11347-11796) ausnimmt, denen er eine Sprache im *ornatus difficilis* zubilligt, während sonst der *stilus humilis* walte.

²⁴ Für Rocher, S. 928f. entspricht Thomasin damit dem „besoin“ seiner Zuhörer. Neumann, S. XLIII: „Verse..., weil er nur so eine für ihn maßgebend gewordene Gesellschaftsschicht erreichen kann.“

²⁵ Z. B. Teske, S. 136: „zwei ganz verschiedene(n) Lebenskreise(n); vorsichtiger Huber, S. 25: „doch einigermaßen unabhängig“. Dagegen u. a. Neumann, S. XXXf. Auch Rocher, S. 317 spricht zwar von dem ersten Teil als der „hypotheque courtoise“, einem letzten Tribut an des Dichters Jugend, betont aber die vielen Verbindungen zwischen den Teilen. So auch noch einmal nachdrücklich Göttert, S. 185f. und Zips, S. 182f.

und Selbstdisziplin anderes als das Einüben der Tugenden des Maßhaltens, der Beständigkeit, der Freigebigkeit, der Abkehr von Spott, Neid und Hader. Was Thomasin sozusagen als Appetitmacher im ersten Teil unter dem Signum *hövescheit* als nützlich für das Fortkommen in der Welt des Hofes lehrt, ist die Form des Verhaltens, die den Werten, die ihm am Herzen liegen, entspricht. Er läßt deshalb auch, quasi leitmotivisch, immer wieder anklingen, daß, was er lehrt, nicht allein *guot, biderbe, reht*, sondern eben auch *hüfsch* ist.²⁶ Der weltliche Sinn auf weltliches Treiben gerichteter Zuhörer/Leser wird eingeübt in das Aufmerken auf eben diese Werte.

Er will interessieren. Also greift er weit aus, reichert sein Buch an mit Kenntnissen aus dem Schulwissen seiner Zeit,²⁷ legt es aber bis auf wenige Ausnahmen, die Huber (S. 33) nicht ihm, sondern „dem diffusen Theoriestand der Zeit“ anlastet, so plan und verständlich dar und dosiert es so, daß es für jeden faßbar und in gewissem Umfang sogar nachprüfbar bleibt (z.B. die Lehren über die 5 Sinne). Und nie verliert er sein Ziel aus den Augen: Alles Wissen, alle Kenntnisse werden seiner Verhaltenslehre dienstbar gemacht.

Seine Lehren sollen sich einprägen. Einmal Gehörtes, schnell von anderem Abgelöstes hat da geringe Chancen. Also bleibt er bei einem Gedanken, wiederholt ihn in leichter Abwandlung zweimal, dreimal, ordnet seinen Stoff immer wieder nach leicht memorierbaren Reihen von Begriffen, die quasi wie Überschriften oder Zwischengliederungen fungieren, die er dann Stück für Stück abhandelt. Er ist bemüht, immer wieder knappe einprägsame Formulierungen zu finden, Sprichwortartiges, Sentenziöses einzufügen.²⁸ Und er demonstriert die Vernünftigkeit seiner Lehren immer wieder an Gleichnissen aus der Welt seiner Zuhörer, deren Plausibilität sie gar nicht leugnen können.²⁹

Er will überzeugen. Also demonstriert er Fehlverhalten und dessen schlimme Folgen an ganzen Reihen von Beispielen aus der Antike, der Bibel, aus vergangenen und jüngstvergangenen Zeiten, wodurch er eindrucksvoll die Richtigkeit seiner Lehren unterstreicht.

Er will niemanden langweilen. Was an rhetorischen Mitteln der Auflockerung der *materge* dienen kann, wendet er an: rhetorische Fragen, Ausrufe, Selbstbezüge (*ich wolte lieber...*), Vorwegnahme von Einwänden, belustigende Beispiele; zuweilen schiebt er sogar recht lebendig erzählte Fabeln ein. Aber von alledem gibt es nicht allzu viel. Die *materge* selbst, die Tugendlehre, war Heilslehre, trug sich als solche selbst und nicht nur für den Verfasser, sondern auch für die vielen, die sein Buch in bemerkenswert getreuer Weise abschrieben (s.u.).

Thomasin schöpft bei alledem in reichem Maße aus dem gelehrten Wissen und dem theologischen Schrifttum seiner Zeit, eine Praxis, auf die er selbst rechtfertigend verweist (v. 105-126), aber er prunkt nicht mit ihrer Kenntnis in der Weise mancher Prediger, zitiert die Autoritäten nicht namentlich, gar auf lateinisch, um sie dann zu übersetzen und zu kommentieren, sondern fügt, was er gelesen, gehört, gesammelt hat, zurechtgestutzt und simplifiziert nahtlos in seine Argumentationen ein. Er verfügt über viele solcher fremden Elemente. Seit der ersten neuzeitlichen Beschäftigung mit Thomasin hat eine Reihe Gelehrter aus den Schriften der klassi-

²⁶ Z.B. v. 3402; 5346; 8839; 9267; 9294; 14222.

²⁷ Göttert tut der Zeit bitter Unrecht, wenn er S. 180 von einer „enzyklopädischen Darbietung des nahezu gesamten Wissens der Zeit“ spricht. Was Thomasin wußte, wissen wir nicht. Was er bietet, nennt Neumann, S. XVI zutreffend „ein einfaches Gerüst“.

²⁸ S. die Listen bei Ranke, S. 146-151.

²⁹ S. dazu Schüppert, S. 7-28.

schen und spätantiken Philosophen,³⁰ vor allem aber aus denen der Kirchenväter und der Theologen des frühen und hohen Mittelalters³¹ eine Fülle paralleler Gedanken und Aussprüche nachgewiesen. Teske hat zusätzlich die französische Lehrdichtung, Roher die lateinische italienischer Zeitgenossen und die Abhandlungen des Lateran-Konzils 1215 als mögliche Quellen hervorgehoben. Alle betonen einhellig, daß bei weitem noch nicht alles gefunden und systematische Suche noch viel mehr zutage fördern würde, aber alle müssen auch betonen, daß Thomasin das Aufgenommene frei handhabt, verändert, vereinfacht, nur ähnlich formuliert oder auch nur anklingen läßt, Vorstellungen kombiniert, in neue Zusammenhänge stellt und allem Übernommenen seinen, wie Roher (S. 905) sagt, „coup de pouce“ gibt.³² Selbst da, wo man eine Vorlage sicher zu greifen glaubt, ist die Übereinstimmung oft so punktuell, daß auch bloße Erinnerung an etwas, das er in der Schule oder der Predigt gehört oder auch nur aus Florilegien erfahren hat, seinen Ausführungen zugrunde liegen kann. Teske braucht das Bild vom „Schulsack“ für dieses Amalgam, das sich schon wegen der Behandlung eines Themas in mehreren Quellen gar nicht mehr auseinandersortieren läßt.³³ Selbst anscheinend nach vorgegebenen Mustern angelegte Argumentationen können so zustande gekommen sein. Sicher ist nur, und insofern ist der Nachweis möglicher Quellen zu begrüßen, daß Thomasin in hohem Maß über das Schulwissen seiner Zeit verfügte und es mit beachtlicher Souveränität seinem Ziel frei hierhin und dorthin greifend dienstbar machen konnte. Alles steht im Dienst der Morallehre, die als zu befolgende einsichtig gemacht werden soll. Die Morallehre selbst ist ganz auf die Lebenswirklichkeit und die Lebenspraxis bezogen. Spekulatives, Spitzfindiges oder gar der Streit der Meinungen wird nicht berührt. Seine Leser sollten weder verwirrt noch überfordert noch gar durch Hinweise auf Meinungs- und Auslegungstreitigkeiten irritiert werden. Thomasin bewegt sich auch nicht in dem Grenzgebiet von Theologie und Philosophie, nimmt keines der Probleme auf, die die Gelehrten der Zeit beschäftigten und um deren Fassung und Definition sie in immer neuen Kommentaren rangen (*prima materia*, erster Beweg, Prädestination, Universalien, Willensfreiheit, Rolle der Natur u. dgl.).

Diejenigen modernen Leser, die all das öde, geschwätzig, weitschweifig und pedantisch finden, muß man daran erinnern, daß dies für ein Publikum mit gänzlich anderem Kenntnis- und Wissensstand und wohl auch anderer Mentalität geschrieben wurde und daß das mittelalterliche Lehrgedicht als solches die Funktion hatte, als Handlungsanweisung für ein gutes und gottgefälliges Leben längst Gewußtes und Gültiges einer Leserschaft zu bestätigen, die von sich wußte, daß sie Belehrung und Ermahnung nötig hatte.

³⁰ Genannt werden u. a. Aristoteles, Boethius, Cicero, Seneca.

³¹ Honorius Augustodunensis, Johannes von Salisbury, Isidor v. Sevilla, Petrus Alphonsus, Alanus ab Insulis, Albertus Magnus, Augustinus, Gregor der Große (als einziger von Thomasin selbst genannt), Petrus Lombardus, Wilhelm von Conches u. a.

³² Ausführlich dazu mit vielen Beispielanalysen Roher, S. 885-924. Huber, S. 24 spricht von Thomasins „programmatischer Freiheit im Umgang mit den ‚Baumaterialien‘ seines Lehrgedichts“ und nennt die Parallelen „nur an wenigen Stellen philologisch zwingend“.

³³ S. 163 u. ö. Auf die Vielzahl möglicher Quellen zu einem einzigen Gedanken verwies seinerzeit schon Diestel, S. 698 „Gemeingut der sittlichen Anschauungen seiner Zeit“. Auch Roher, S. 895ff. betont, daß vieles „un argument bien répertoire au magasin des prédicateurs“ sei, vieles auf viele verschiedene Quellen zurückgeführt werden könne. Huber, S. 24 und 29 spricht vom „anonymen Fundus“, von der „Verfälschung der Einflüsse“.

Sprache, Verse, Reime

Über Thomasins Sprache, Verkunst und Stil hat Friedrich Ranke 1908, Ergebnisse und Ansätze einiger Vorgänger zusammenfassend und erweiternd, eine Untersuchung vorgelegt, die bis heute die Grundlage für alle diesbezüglichen Angaben bildet. Danach ist aus Thomasins Reimpraxis und Wortschatz zu schließen, daß er das Deutsch der Sprecher seiner näheren Umgebung, also ein bairisch-österreichisches Mittelhochdeutsch, möglicherweise mit Einfärbungen aus den deutschen Sprachinseln innerhalb des Oberitalischen sprach und schrieb, ein Ergebnis, das zu dem Lebensraum und der Umgebung paßt, die wir für ihn annehmen dürfen. Als Besonderheiten seiner Sprache notiert Ranke die mhd. *i:ie*-Reime vor */r/* (bairische Diphthongierung), den Übergang von Inf. *sîn* zu *sî*, die Form *kom* für mhd. *quam/kam* (beides ebenfalls bairisch), die Reime von mhd. *wie* auf *lîl*, die zahlreichen Reime von *ht:ft*, die er als Assonanzen klassifiziert (s. unter Reime), das ungewöhnlich spärliche Vorkommen umgelauteter Formen neben nicht umgelauteten, was gelegentlich Unsicherheit über die Wortwahl zur Folge hat (*staete/stat*, *zühtel/zuht*, *güete/guot* u. dgl.), den Gebrauch der Apokope auch da, wo das *le/* grammatische Funktion hat, was vor allem bei *t*-haltigen Stämmen zu Unsicherheit über das beabsichtigte Tempus führen kann, den Verlust der ganzen Endung durch Ekthipsis bei Nasalstämmen (*einen/lein*, *sinen/sin*, *mânen/mân* usw.), in einigen ganz wenigen Fällen auch den Verlust der Endung nach anderen Konsonanten. Letzteres wird als Charakteristikum der gesprochenen Sprache³⁴ hervorgehoben. Aber gerade die letztgenannten Phänomene sind oft nur Erscheinungen der Rückertschen Ausgabe (s. unter Metrik) und könnten durch eine neue kritische Ausgabe auf der Basis der gesamten Überlieferung Modifikationen erfahren.

Eine schlichte Syntax, die selten vielteilige Konstruktionen verwendet, eine Bevorzugung der *daz*-Sätze, ein schmaler Reim- und Wortschatz mit reichlicher Verwendung weniger Allgemeinbegriffe (s. u. Übersetzung), viele und vielfach wiederkehrende stereotype Formeln (*daz ist wâr*, *das solt ir wissen wol vür war*, *ich sage für die warheit*, *an alter und an jugent*), eine vergleichsweise hohe Zahl von Anakoluthen, all dies ist man geneigt, dem nicht muttersprachlich Dichtenden zuzurechnen, dem das Deutsche kein allzu geschmeidiges Instrument war. Um gutes Mittelhochdeutsch in all seinen vielfältigen wundervollen Ausdrucksmöglichkeiten kennen zu lernen, ist also nicht unbedingt die Lektüre des ‚Welschen Gastes‘ zu empfehlen. Immerhin war Thomasin die Sprache geläufig genug, um fehlerfrei, präzise und im allgemeinen gut verständlich das auszudrücken, was er sagen wollte, und dies eben nicht einfach als Abhandlung in Prosa, sondern als Verswerk.

Thomasins Verkunst zu beschreiben, lehnt Ranke mit Verweis auf das Ungesicherte der Rückertschen Ausgabe ab, Rückerts Anmerkungen zur Metrik, auf die dieser viel Mühe gewendet hat, nennt Ranke (S. 86) „unvollständig und wirr“. Immerhin ist ihnen so viel zu entnehmen, daß Rückert Thomasins Verse insgesamt für alternierende Vierheber ansah mit zwei Kadenztypen, die er stumpf (nach Heusler³⁵, ‚einsilbig männlich voll‘) und vierhebig oder dreihebig klingend, (nach Heusler ‚weiblich‘ und ‚klingend‘) nennt. Letztere verdächtigte er allerdings, zumindest in einigen Fällen, auf Grund von Überlieferungsfehlern zustande gekommen zu sein. Heuslers zweisilbig männlich vollen Verse scheint er unter die weiblichen gezählt zu haben. Nach diesen „Grundprinzipien der damaligen Verkunst“, in der er u. a.

³⁴ Ranke, S. 49 u. ö.; so auch schon Rückert, S. 503.

³⁵ Heusler, Andreas: Deutsche Versgeschichte. Bd. 2. Berlin und Leipzig 1927, S. 132.

„nur einsilbige Senkungen ausser in gewissen Fällen mit tonlosem stummen e gestattet“ (S. 501) wählte, richtete er den Text der Hs. A, in deren Lücken den der Hss. G und D ein oder besser: zu. „Um die Abkürzung für das Auge deutlich darzustellen“ (S. 497) ‚regulierte‘, man könnte auch sagen korsettierte er den Text durch Anwendung aller Möglichkeiten der Apokope, Synkope, Ekthlipsis, Elidierung, Kontraktion und, wenn nötig, Ejektion.³⁶ Zu lange Verse bringt er so auf das gewünschte Maß, ein Verfahren, das schon deshalb nicht frei von Willkür ist, weil viele Verse an verschiedenen Stellen „reguliert“ werden können. Die zu kurzen Verse ergänzt er häufig durch und mit D und G, gelegentlich auch, wenn ihm in allen drei Hss. eine Silbe fehlte, mit einem semantisch unbedeutenden Wort wie *ouch* (z.B. v. 1398) oder *nu* (z.B. v. 6429). Die Negation *en-* setzt oder streicht er nach Bedarf, tauscht flektierte gegen unflektierte Adjektivformen und umgekehrt und tilgt in zahlreichen Fällen parallele Fügungen wie z.B. v. 2324 *sîn hitze und (sîn) trücken*, wodurch der Text als Grundlage für Untersuchungen zu Sprache und Stil Thomasins nahezu unbrauchbar geworden ist. Von diesen – freilich umfänglichen und durchgehenden – Eingriffen um der metrischen Regulierung willen abgesehen bewahrt Rückert in den Schreibungen, soweit sie nicht die für ihn selbstverständliche Umsetzung des Textes in Lachmannsches Mittelhochdeutsch betreffen, oft – nicht immer³⁷ – sehr genau die häufig uneinheitliche Schreibung der Handschriften.³⁸ So schwankt seine Ausgabe zwischen radikalem Eingriff und skrupulöser Handschriftentreue merkwürdig hin und her. Viele seiner Entscheidungen sind nicht recht nachzuvollziehen.³⁹

Rückerts Urteil über Thomasins Verskunst insgesamt, das von Ranke in vollem Umfang bestätigt wird, mußte negativ ausfallen, zumal er wie viele Metriker vor und nach ihm Vorstellungen über Metrum und Betonung gleichsetzte, was ihn bestimmte Versfüllungen als Verstöße, gar als Roheiten empfinden ließ. Hergestellt hat er damit einen nicht sonderlich leserfreundlichen Text, von dem Ranke (S. 86) zu Recht sagt, daß auf seiner Basis gültige Urteile über Thomasins Versbau nicht erstellt werden können. Nur eine vollständige und gründliche Untersuchung aller Handschriften und ihres Schreiberverhaltens könnte hier Abhilfe schaffen. Sie wurde für diese Textauswahl nicht geleistet. Aber ein paar vorläufige Beobachtungen, wie sie sich bei der zweckgebunden Beschäftigung mit den ausgewählten Texten ergaben, will ich mitteilen.

Verse mit klingender Kadenz (´ ̀), dieses Spezifikum der mhd. Reimpaarpoesie, sollen bei Thomasin nach Ranke (S. 89) „anscheinend grundsätzlich“, nach Heusler⁴⁰ „vollständig“ fehlen. Sie fehlen aber keineswegs. Schon Rückert hat ja eine Reihe von Versen aufgelistet (seine „dreihebig klingenden“ S. 535), die schwerlich anders als klingend nach der Heuslerschen Definition zu bestimmen sind (z.B. v. 1416; 5340). Ihre Zahl wäre leicht zu vermehren und nicht nur dann, wenn man mehrsilbigen Auftakt gelten läßt. Richtig ist, daß sie gegenüber den weiblichen Verschlüssen erheblich zurücktreten, und richtig ist auch, daß sie häufig mit diesen gereimt auftreten.⁴¹ Der Befund ist schwer zu erklären. Vielleicht war die Vierhebigkeit nicht so eindeutig die Grundregel, vielleicht war die Bindung gleicher Kadenzen nicht zwingend, möglich auch, daß diese sog. klingenden Kadenzen, deren

³⁶ Vgl. z.B. v. 2495f., wo Rückert das in allen Hss. vorhandene zweite *ir* tilgt, weil es den Vers „ganz unauflöslich verwirrt“ hätte.

³⁷ Z.B. schreibt er siebenmal mit der Hs. *dulten* und Stammverwandtes, aber zweimal gegen die Hs. *dulden* (v. 4254; 4305; in dieser Ausg. nach der Hs. korrigiert).

³⁸ Drei Beispiele für viele: Rü. schreibt *alters eine* mit rundem *s* der Hs. (v. 2613) getrennt, *alters eine* mit Schafst-*s* (v. 2628; 3272) zusammen; innerhalb der 84 Verse von v. 5789-5873 *stafel*, *staffel* und *staphel*; neben zahlreichen *solde/solden* einmal v. 11389 mit A *solten*.

Akzentuierung wir als den besonderen Reiz der mhd. Dichtersprache (oft mühsam genug) gelernt und gelehrt haben, weil sie verantwortlich gemacht werden für deren Wohllaut (wohlgemerkt: ein Wohllaut in unseren Ohren), für die damaligen Dichter wie Hörer nicht den unterscheidenden Klang besaßen. Wie dem auch war, in eine vorläufige Beschreibung der Thomasinschen Verskunst muß man sie aufnehmen. Ohne Rückerts Vorannahmen über Grundregeln kann sie fürs erste so lauten: Thomasin baut überwiegend vierhebige Verse mit einer Auftaktfüllung von 0-2 (gelegentlich auch 3) nicht hebungsfähigen oder hebungsneutralen Silben und Innentakten mit 0-2 Senkungen, die in der Heuslerschen Terminologie entweder ein- oder zweisilbig männlich voll oder weiblich oder, in geringer Zahl, klingend enden.

Viel von dem Wohlklang, den Rückert und nach ihm andere so sehr vermissen, läßt sich wieder herstellen, wenn man die Zwangsjacke der Alternation entfernt. Und Verse wie v. 857 oder v. 9738 mit ihren aufzählenden Wortreihen lösen ohnehin nur bei dem Abscheu aus, der glaubt, in dieser Wortfolge das Metrum auch

³⁹ Einige Beispiele (die Zahlenangaben immer bezogen auf die ausgewählten Texte):

V. 198 schreibt Rü. *drite*, vermutlich wegen des Reims auf *mite* (v. 11802), wählt in 4 weiteren Fällen außerhalb des Reims diese Schreibung und vermerkt die abweichende Schreibung der Hs. im App., in 12 Fällen (z. B. v. 5057; 5961) läßt er das /t/ der Hs. stehen.

A hat dreimal *aver* (v. 381; 2136; 2138), sonst nur *ave* (54mal). Rü. behält 10 *ave* bei. Da 5 davon im zweisilbigen Auftakt stehen (v. 1081; 1505; 2269; 2359; 2401), könnte man eine Entscheidung aus metrischen Gründen vermuten, aber die Umsetzungen von *ave* in *aver* unter den unterschiedlichen metrischen Bedingungen der vv. 1229; 1437; 1439; 1629; 2209; 2685 sprechen doch für eine *ad-hoc*-Entscheidung. Nach v. 2697 schreibt die Hs. nur noch *ave*, Rü. nur noch *aver*.

Die Partikel *sô* erscheint mit und ohne Längenkennzeichnung. *sô* füllt den Auftakt, z. B. v. 35 *sô wil ich doch in mîn getiht* (aber v. 1232 *so gebez ir von minem rât*), eine Hebung, z. B. v. 1114 *sô verlies niht sînen tac*, eine Senkung (Beispiele passim). *so* füllt 1. den Auftakt a) zusammen mit vokalischem anlautender Nebensilbe, z. B. v. 481 *so enrüer niht wan sîn ezzen an* (so noch v. 1002; 1345); b) mit konsonantisch anlautender unbetonter Silbe, z. B. v. 2700 *so bedarf wol der rîche huot*; c) eine doppel-silbige Senkung, wobei das *so* an erster (z. B. v. 10583) oder an zweiter Stelle stehen kann (z. B. v. 1014; 4219). Dem stehen aber mindestens 11 metrisch völlig gleichgebaute Verse gegenüber, bei denen in gleicher Position *sô* steht, z. B. heißt es v. 1193 *so ist verlor und wüeste gar*, v. 1489 *sô ist im wol in sînem muot*.

Die Absicht, Abkürzungen deutlich zu machen, ist besonders uneinheitlich durchgeführt im Fall der Elision des /el/ zwischen Nasalen: Rü. schreibt z. B. hsl. *scheinen* als *schîn* (v. 11791), hsl. *din* (= *dînen*) als *dîn* (v. 11232), hsl. *seinn/seinen* als *sînn*, aber dreimal auch als *sîn* (v. 4261; 9506; 10507); v. 320 (*sînen*), v. 2611 und v. 11585 (*sîn*) ist die Inkonsequenz der Hs. beibehalten.

Das hsl. *sei* (mhd. *si/si*) erscheint als *si*, zweimal aber auch als *sî* (v. 1016 in Hebung; v. 7450 in Senkung).

Die Schreibung des Artikels fem und neutr. *diu*, hsl. *div/dev/di* scheint überwiegend grammatisch geregelt, aber hsl. *Di* v. 300 als *die*, in gleicher Position und Bedeutung v. 364 als *diu*.

A schreibt immer deutlich getrennt *sag ich*, Rü. zweimal *sagich* (v. 1499; 2439; das *sag* in Hebung), zweimal *sag ich*, v. 1621 und 1700, das *ich* in Hebung; wieder sieht es nach einer metrisch bedingten Regulierung aus, dann aber v. 3367; 3391 und 3411 *sag ich* mit *sag* in Hebung.

Der Guttural im Auslaut vor vokalischem Anlaut etwa bei *tag/tac* erscheint in der Hs. immer als *tag*, was Rü. übernimmt, außer wenn *tac* einen ganzen Takt füllen muß, so v. 7803 und 9020, dann schreibt er gegen die Hs. *tac*. Bei mhd. *mach/mag* schreibt die Hs. vor Diphthong 6mal *mag*, 3mal *mach*, Rü. immer *mac*, vor Kurzvokal die Hs. *mag* und *mach*, was Rü. als *mag* und *mac* übernimmt bis auf v. 11584 und 11672, wo er das *mag* der Hs. als *mac* wiedergibt.

Bei Verben mit stimmhaftem dentalen Stammaslaut wird bei der 3. Sg. Präs., wenn das Metrum Ein-silbigkeit des Verbs verlangt, die Schreibung der Hs. beibehalten (z. B. *ret* v. 830; *gekleit* v. 1118; *dult* v. 8543; *bint* v. 7783; aber *beredet* v. 9466 gegen *beret* in A), hsl. *vint* (v. 9271), *wentt* (v. 11259) und *enzvnt* (v. 14655) werden aber als *vindt*, *wendt* und *enzündt* wiedergegeben.

A schreibt 8mal *sieh* und 4mal *siech*, Rü. 11mal *siech* und nur v. 5330 mit A *sieh*.

Hsl. ungeregt verwendetes *dervon* und *dâ von* gibt Rü. mehrfach abweichend, aber ebenfalls ohne erkennbare Regel wieder, z. B. v. 350; 1492 und 1493. Die Liste ließe sich fortsetzen.

⁴⁰ Wie Anm. 35, S. 132; ebenso Hoffmann, Werner: Altdeutsche Metrik. Stuttgart 1967, S. 62; Pretzel, Ulrich: Deutsche Verskunst mit einem Beitrag über altdeutsche Strophik von Helmut Thomas. In: Dt. Phil. im Aufriß, 2. überarb. Aufl., hg. v. Stammler, Wolfgang. Berlin 1962, Sp. 2420.

⁴¹ Auf ebensolche Fälle in der höfische Dichtung verweist Heusler (ebd.).

klanglich abbilden zu müssen, und für den der schöne „Fluß“⁴² der einzige ästhetische Reiz der Reimpaare ist. Hämmernde Markierung, wie sie solche Verse nahelegen, kann durchaus ein Reiz und einer didaktischen Dichtung sogar sehr angemessen sein. Aber eigentlich ist dies alles bloße Spekulation. Hier stößt jede Beurteilung an ihre Grenze, weil wir über die Vortragsart dieser wie aller Dichtungen des Mittelalters so gut wie nichts wissen. Tatsache ist, daß etwa bei Wolfram und vor allem bei dem wenig beachteten, höchst eigenwillig metrisierenden Herbort von Fritzlar Vergleichbares zu finden ist, und möglicherweise auch die übrigen Dichter der Zeit uns ein ähnliches Bild böten, wenn nicht in aller Regel die von den Herausgebern bereits metrisch gereinigten Texte zum Vergleich herangezogen würden. Neben den weiblichen Reimen, deren häufiges Vorkommen Heusler (S. 133) dadurch erklärt, daß Thomasin zunächst provenzalisch dichten gelernt habe, gilt als Besonderheit die Menge der sog. harten Enjambements⁴³, bei denen die Versgrenze zwischen Artikel und Substantiv oder in der Verbalphrase zwischen Hilfsverb und Infinitiv fällt oder die gar die Konjunktion von ihrem Nebensatz trennen. Sie nimmt der Metriker, der an den Zusammenfall von Versgrenze und Kolon gewöhnt ist, als Risse wahr, bei denen ihn graust. Da in anderen Werken der Zeit dergleichen nicht oder nur äußerst selten zu finden ist, darf man wohl in diesem Fall von der Übereinstimmung unseres Geschmacks mit dem der damaligen Poeten ausgehen.

Auch Thomasins Reimkunst gilt allgemein und völlig zu Recht als mäßig. Ranke (S. 8) hat ausgezählt, daß in gut einem Drittel aller Reime immer die gleichen 15 Wörter erscheinen. Sieht man sich die übrigen zwei Drittel an, sind es meist ebenfalls Allerweltsreime wie *an:man, komen:genomen, baz:daz*. Hinzu kommt der Anteil der sog. identischen Reime,⁴⁴ den Ranke (S. 79) zwar mit 229 zu hoch ansetzt, da er alle Reime auf gleiches Suffix, also auch Reime wie *samenaere:wehselaere* oder *küneginne:ratgebinne* dazurechnet, die man eigentlich nicht beanstanden kann, aber der immer noch hoch genug ist, um als Unkunst zu Buche zu schlagen. Es kommen hinzu die 157 sog. erlaubten rührenden Reime, bei denen zwar Gleichklang, aber Bedeutungsunterschied der Reimworte gegeben ist, z.B. v. 509:510 *hant:zehant*. Von ihnen verbucht Ranke (S. 79-82) 31 als „gesuchte“, d.h. als absichtlich gesetzte, und 126 als aus Reimnot entstandene. Wenn man sich auch über die Sicherheit wundert, mit der unsere Vorgänger solche Entscheidungen trafen, wenn man auch die Berechtigung solcher Zuweisungen im ganzen oder zumindest im einen oder anderen Fall nicht einsieht, bleibt es doch ein weit höherer Prozentsatz, als Thomasins dichtende Zeitgenossen zulassen.⁴⁵ Schließlich sind noch die vokalischen und konsonantischen Assonanzen zu vermerken. Wenn sich Vergleichbares auch bei anderen bairisch-österreichischen Dichtern findet, was, vor allem etwa bei den *g:d*-Reimen, den *i:ie*-Reimen vor */r/* oder den Reimen auf *we(r)lt* und *vor(h)t* regionalen Gleichklang wahrscheinlich macht, bleiben noch genug übrig (*zz:tz, ng:nd, dienest:liebest, ervollen:enpholhen, liht:zît*, sowie die vielen *ht:hf*-Reime), die als Assonanzen gewertet werden müssen. Zu Thomasins Gunsten vermerkt Ranke die Beobachtung, daß viele dieser ‚unreinen‘ Reime (allerdings nicht die *ht:hf*-Reime) nur im ersten Drittel des Werks gehäuft vorkommen und schon im 2. Drittel abnehmen oder ganz verschwinden. Mit „zunehmender Sprachgewandtheit“⁴⁶ habe der Dichter sie also gemieden. Daß er sie überhaupt verwendete, soll

⁴² Ranke, S. 87.

⁴³ Z.B. v. 1670; 2148; 2241; 2655; 3424; 5819 u.s.w.

⁴⁴ S. dazu die Anm. zu v. 2695.

⁴⁵ S. dazu Zwierzina, Konrad: *Mittelhochdeutsche Studien*. Berlin 1901, Neudruck: Hildesheim 1971, S. 362-389.

entweder aus Unfähigkeit, die man dem Ausländer in gewissem Umfang nachzusehen bereit ist, oder aus Sorglosigkeit geschehen sein. Aber da wir nichts über Thomasins Weise zu dichten wissen, außer daß er mit großer Intensität an seinem Werk gearbeitet hat, ist sowohl bei dem einen wie bei dem anderen Urteil Zurückhaltung geboten. Da wir nicht einmal die Lautung der Sprache in den deutschen Ohren von damals kennen, können wir gar nicht beurteilen, wie der Deutsch sprechende Italiener die Lautungen seiner Umgebung hörte und nachzubilden verstand. Dennoch – nimmt man alle Erscheinungen zusammen, ist der Schluß unabweisbar, daß Thomasin ein Verskunstwerk, wie es den Romandichtern seiner Zeit gelang, nicht verfaßt hat. Entsprechend mißbilligend fielen die Beurteilungen der Gelehrten aus. Erschwerend kam hinzu, daß die Lehrdichtung – nicht im Mittelalter, wohl aber in der Neuzeit – ohnehin oft mit einer gewissen Geringschätzung behandelt wurde. Denn ob man mit der *mimesis*-Theorie des Aristoteles als Kunstwerk nur das ansah, was „Nachahmung“ realen Geschehens war,⁴⁷ oder ob nach vereinzelt bis heute wirksamen Kunstanschauungen des 18. Jahrhunderts Kunst zwecklos nur ihren eigenen Gesetzen gehorchen sollte, immer war man geneigt, Werken, die offen und bewußt ihre Zweckhaftigkeit propagierten, also im Dienst einer wie auch immer gearteten Ideologie standen, von vornherein nicht als Kunstwerke anzuerkennen und sie mehr oder weniger abschätzig zu beurteilen. Der ‚Welsche Gast‘ hatte zudem noch das Unglück, früh Gegenstand eines Gelehrtenstreits geworden zu sein. Auf eine abfällige Bemerkung Wilhelm Grimms hin hatte Georg Gottfried Gervinus⁴⁸ dem „trefflichen Werk“ des „dichtenden Philosophen“ Thomasin eine „überführende Bredsamkeit“ zugesprochen und ihn in seiner Bedeutung für die Blütezeit der mhd. Dichtung vollmundig mit der Bedeutung Kants und Sokrates' für die je ihre verglichen. Dadurch zum Widerspruch gereizt, ging Grimm ausführlicher auf Thomasin ein⁴⁹, blieb aber im wesentlichen bei seinem Urteil: „...ich kann bei ihm weder besondere Tiefe der Betrachtung noch Originalität der Gedanken oder frische und belebte Rede finden. Sprache ein genialer Geist zu uns, irgendwo müßte er durchbrechen.“⁵⁰ Sein Urteil wurde in der Folgezeit als das begründetere angesehen. „Eine tüchtige Leistung ... aber keine künstlerische“, heißt es bei Ehrismann.⁵¹ Burdach (S. 11) rügt die „unbeholfene, unfertige Weise des Verfassers“ und noch Rocher (S. 927) charakterisiert das Werk so: „c'est un discours encyclopédique qui se présente comme un poème, dont il a la forme et le caractère articulé, sinon la poésie.“ Vergleichsfolie war dabei häufig die weltliche Dichtung der Zeit.⁵² Sinnvoll sind aber nur Urteile, die das Werk innerhalb seines Genres bewerten. Und da kann man dem gewaltigen Werk, dem in seiner Zeit nichts Vergleichbares an die Seite zu stellen ist, seinen Respekt nicht versagen.⁵³

⁴⁶ Ranke, S. 23; s. noch ebd. S. 17; 21; 36; 47; 61. Carroll, S. 144f. hält es für wahrscheinlich, daß Thomasin Kunstrichter zu Rate gezogen habe, eine Spekulation, die Johnson, S. 443 aufgreift.

⁴⁷ S. dazu Fabian, Bernhard: Das Lehrgedicht als Problem der Poetik. In: Die nicht mehr schönen Künste. Grenzphänomene des Poetischen, hg. v. Jauss, Hans Robert. Poetik und Hermeneutik III. München 1968, S. 67-89.

⁴⁸ Geschichte der poetischen National-Literatur. 1. Theil. Leipzig 1833, S. 395-410.

⁴⁹ Grimm, Wilhelm: Vridankes Bescheidenheit, Göttingen 1834, S. CXVII: ... glaube ich, den undeutschen Dichter zu erkennen: man kann nicht behaupten, daß, was er sagt, unverständlich sey, auch weiß er sich geläufig auszudrücken, aber es herrscht eine so gleichförmige Geistlosigkeit darin, daß in dem breiten Strome der Rede die Poesie auch nicht ein einziges Mal auftaucht.“

⁵⁰ Gött. gelehrte Anzeigen, 1835, S. 402-424 und 445-448; Wiederabdruck in: Kleinere Schriften, hg. v. Hinrichs, Gustav. Bd. II, S. 449-468, hier S. 457.

⁵¹ Ehrismann, Gustav: Geschichte der deutschen Literatur bis zum Ausgang des Mittelalters. Bd. II 2. München 1935, S. 311.

Aufbau

Der ‚Welsche Gast‘ umfaßt zehn Teile,⁵⁴ deren Abfolge die Tugendlehren im Großen und Ganzen so gliedert:

Einleitung v.1-140: Vorstellung von Werk und Verfasser, Bitte um geneigte Aufnahme.

1. Teil (v. 141-1706): Lehren über höfisches Verhalten für die männliche und weibliche höfische Jugend, für Ritter und Damen, vor allem über das Verhalten bei Tisch und – ein früheres Werk zusammenfassend – Lehren über das rechte Verhalten der Geschlechter zueinander.

2. Teil (v. 1707-2528): Lehren über *staete* und *unstaete* in der Welt innerhalb und außerhalb des menschlichen Daseins.

3. Teil (v. 2529-4146): Lehren über die *unstaete* der Menschennatur wie der weltlichen Güter Reichtum, Herrschaft, Macht, Ansehen, Adel und des menschlichen Strebens.

4. Teil (v. 4147-5692): Weitere Lehren über *staete* und *unstaete* und die Laster im Gefolge der 6 weltlichen Güter.

5. Teil (v. 5693-6798): Lehren über das oberste Gute (Gott) und das niedrigste Böse (Teufel), die Tugenden, die zu dem einen, die Laster, die zu dem anderen führen, und über die 6 Dinge, die gut und böse zugleich sind.

6. Teil (v. 6799-8470): Lehren über die Notwendigkeit, in wahrer Ritterschaft mit den Waffen der Tugenden gegen die Laster zu kämpfen.

7. Teil (v. 8471-9850): Lehren über Seele und Leib, ihre Kräfte und Vermögen, die sieben Künste, über *physica* und *divinitas*, die 5 äußeren und die 5 inneren Fähigkeiten und wie sie für die Tugendlehre anzuwenden sind.

8. Teil (v. 9851-12222): Lehren über *mâze* und *unmâze*. Polemik gegen Walther von der Vogelweide und Aufruf zum Kreuzzug.

9. Teil (v. 12223-13564): Lehren über Recht und Gerechtigkeit.

10. Teil (v. 13565-14752): Lehren über die *milte*. Epilog: Nur gute Menschen sollen das Buch lesen, die Lehren dem Text nach verbessern, im Tun übertreffen.

Jeder Teil ist in mehrere Abschnitte unterteilt, denen jedoch keine strenge thematische Gliederung entspricht, vielmehr mäandert Thomasin durch sein Thema,⁵⁵ faltet es aus, demonstriert es an langen Beispielreihen, berührt auch hin und wieder die anderen Teile, nimmt an geeigneter Stelle Gelegenheit, einiges an Wissen aus der zeitgenössischen Kosmologie, Physiologie, der weltlichen und biblischen Historie, der Zeitläufte und immer wieder der Menschennatur und ihrer Absonderlichkeiten auszubreiten, verliert aber nie die Bindung an das, was seine *materje* ist, was der

⁵² Deutlich sichtbar z.B. bei Schneider, Hermann: Heldendichtung, Geistlichendichtung, Ritterdichtung. Heidelberg 1943, S. 201: „eine nüchterne brave Verständigkeit mehr bürgerlichen Schlages“; ebd. S. 215: „Er deutet schon darauf hin, daß und wie die ritterliche Weltauffassung verbürgerlicht werden wird.“; de Boor, Helmut: Geschichte der Deutschen Literatur II: Die höfische Literatur usw., bearb. v. Hennig, Ursula. 11. Aufl. München 1991, S. 386: „Neben den großen Ideendichtungen ... wirkt sie hausbacken bürgerlich.“

⁵³ Max Wehrli (Geschichte der deutschen Literatur des Mittelalters. Von den Anfängen bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. Stuttgart 31997), S. 459: „So ist der *Welsche Gast* ein überaus eindrucksvolles Denkmal – allerdings mehr aufgrund seiner Umsicht und seiner staete als seiner doch ziemlich beschränkten sprachlichen Meisterschaft.“

⁵⁴ In fast allen Hss. außer D (Blattverlust) und A ist dem Werk eine ausführliche Inhaltsangabe in Prosa vorangestellt, als deren Verfasser mehrheitlich Thomasin selbst angenommen wird. Abdruck nach der Hs. G bei Rü., S. 403-415; v. Kries (1984), Bd. 1, S. 95-121.

⁵⁵ Cormeau, S. 279 beschreibt es als „assoziative, das Thema umkreisende Reflexion, die Überlagerung verschiedener Perspektiven“.

Mensch tun soll, wenn er recht tun will. Bei der naturgegebenen Verbundenheit der Tugenden und Laster, bei der Einheitlichkeit ihrer Auswirkungen konnte es nicht ausbleiben, daß beim Ein- und Umkreisen der einzelnen Teilbereiche sich gelegentlich Überschneidungen und Wiederholungen ähnlicher Gedanken einstellten. Die Klassifikationen und Gruppierungen der Tugenden und Laster sowie der immer wieder unter neuem Aspekt betrachteten sechs Bereiche Herrschaft, Macht, Name, Adel, Reichtum, *gelust*, sowie ihrer Untergruppierungen und Folgeerscheinungen führten zu Ungereimtheiten, halten den Anforderungen strenger Logik nicht immer stand.⁵⁶ Einer *summa theologiae* dürfte man sie anlasten, aber gegenüber dem Moralisten, der unter immer anderem Blickwinkel die immer gleiche *materie* erklärt und bildlich erläutert, wäre es pure Beckmesserei.

Die Breite der Anlage, der Ausgriff in so viele Bereiche des damaligen Denkens und Wissens macht den ‚Welschen Gast‘ über seinen Wert als historisches Dokument hinaus auch für den heutigen Leser interessant. Hat Thomasins Beschreibung dessen, was der Mensch tun soll, ihrer ideologischen Begründung wegen auch viel von ihrer Verbindlichkeit verloren, seine Beschreibung dessen, was der Mensch tut, ist von erschreckender Aktualität.

Überlieferung

Vom ‚Welschen Gast‘ sind 23 Textzeugen erhalten, zehn davon noch auf Pergament, der Rest auf Papier geschrieben, und zwar 15 mehr oder weniger vollständige Handschriften und 8 Fragmente, einzelne Blätter oder Faszikel, die aus unbekanntem Gründen aus ihrem ursprünglichen Zusammenhang herausgelöst worden sind.⁵⁷ Außerdem haben wir Nachrichten von sechs weiteren Hss., die aber verloren gegangen sind.⁵⁸ Die älteste, die Heidelberger Hs. Cpg 389, geführt unter der Sigle A, stammt aus der 2. Hälfte des 13. Jahrhunderts, reicht also recht nah an die Entstehungszeit des Werks heran. Die jüngste Hs. stammt aus dem dritten Viertel des 15. Jahrhunderts. Die Untersuchung der Abweichungen der einzelnen Handschriften von einander ergab, daß 1. nur eine Handschrift (W) direkt von einer vorhandenen anderen (U) abgeschrieben wurde, alle übrigen unabhängig voneinander entstanden sind, und daß es 2. zwei Überlieferungszweige gibt: Der erste, repräsentiert durch die Handschriften A, F⁵⁹ und ein Fragment enthält den originalnächsten Text. Der zweite Zweig, repräsentiert durch die Gothaer Handschrift G und einige der Fragmente, enthält eine, wenn auch nicht sehr weitgehende Überarbeitung des Textes, den A bietet. Eine Fassung dieses überarbeiteten Textes wurde noch einmal einer, dieses Mal umfänglicheren Redaktion unterzogen. Die meisten erhaltenen Handschriften enthalten diese Redaktion. Es scheint aber, daß einige Schreiber auch Exemplare auf der Grundlage von Fassungen, die verschiedenen Zweigen angehörten, hergestellt haben, also zwei oder mehr Vorlagen kontaminierten, und das bedeutet, daß ihre Zuordnung unsicher bleiben muß und das Handschriftenverhältnis nicht so eindeutig ist, wie es v. Kries' graphische Darstellung⁶⁰ suggerieren könnte. Eine solche Handschrift ist die Dresdener Handschrift D aus der ersten Hälfte des

⁵⁶ Ruff (passim) hat viel Scharfsinn darauf verwendet, Widersprüchliches herauszuarbeiten, am meisten auffallend die Einordnung von *gelust* sowohl unter die Teufelshaken (v. 5929f.), die *übel und guot* sind, als auch unter die Laster selbst, was auch Rocher, S. 517ff. als Beispiel für Unstimmigkeiten anführt.

⁵⁷ Ein vollständiges Verzeichnis mit weiterführender Literatur in ‚Beweglichkeit der Bilder‘, S. 257-265 und v. Kries 1984, Bd. 1, S. 48-56.

⁵⁸ S. dazu v. Kries 1984, Bd.1, S. 63.

⁵⁹ Grubmüller, der die Hs. 1968 bekannt machte, gab ihr die Sigle C, die v. Kries nicht übernahm.

⁶⁰ 1984, Bd. 2, S. 2.